

Anne Marie Pircher
Zu den Linien
Erzählungen

laurin

1. Auflage
ISBN 978-3-902866-18-9
Alle Rechte vorbehalten.
© edition laurin bei innsbruck university press 2014
Universität Innsbruck
Coverphoto: Gregor Sailer
Druck und Bindung: CPI Moravia

© Mit freundlicher Genehmigung des Verlags

Zum Süden hin

Ich zähle die Schritte, die mich zum Wasser führen. Es ist ein schöner Tag. Ein Tag am Beginn des Frühlings. Ich würde gern die Augen schließen, um mich ganz dem Geräusch des Fließens, das von unten her zu mir heraufdringt, hinzugeben. Aber ich muss auf den Weg achten. Zwischendurch jedoch halte ich kurz inne und lausche. Es klingt wie ein warmes, klagendes Singen, ähnlich dem besorgten Ruf einer Mutter.

Der Weg ist ein langer. Aber das hat nichts zu bedeuten. Ich bin immer lange Wege gegangen. Es ist kalt, aber nicht mehr zu kalt. Erste Palmkätzchen erinnern mich an etwas, was lange her ist. Könnte ich die Namen der Blätter am Weg noch nennen? Habe ich sie je gewusst? In meinem Kopf sind andere Namen. Sie erzählen von Menschen und ihren Firmen und Marken. Von Städten und Ländern. Auch von Musikstücken und Büchern. Wörter, die vieles bedeuten, aber mir kaum ein Blatt oder einen Baum nennen können. Ich habe die Blätter in Büchern zwischen die Seiten gepresst. Vor langer Zeit. In den Farben Rot und Gelb und Grün. Aber das hier ist ein anderer Weg. Er gehört der Sehnsucht, die nach vorne führt, nicht zurück. Man sagt, das Leben sei ein Fluss. Aber das stimmt nicht immer. Ich habe Stauseen gesehen, stille Bergseen, und auch jämmerliche Pfützen. Das Wasser fließt nicht immer und überall. Manchmal sind die Menschen schuld, ein anderes Mal die Natur selbst. Ich aber glaube an meinen Fluss. An sein Werden. Sonst würde ich diesen Weg nicht nehmen.

Ich zähle noch immer. Sind es die Jahre, die ich in meinem Kopf abschütteln möchte? Bis zur Brücke ist es noch ein Stück. Unter mir ist der Boden nicht mehr so hart wie im Winter. Ich kenne diesen Weg zu allen Jahreszeiten. Die Dorfbewohner sagen, dass er sich lohnt. Sie

sind die Erben dieses Landes, das auch ich betreten habe. Und sie kennen die Wege, die auch ich gehe. Die Mühlen mahlen hier langsam. Es ist nicht mein Tempo. Ich will schneller sein. Ich will meinem Fluss nichts schuldig bleiben. Denn er kann nicht auf mich warten, sein Leben ist kein Stillstand.

Auf der Brücke halte ich inne. Ich stehe mit dem Gesicht zum Norden, zur schneebedeckten Bergkette. Dort irgendwo ist der Ursprung, der Quell des Wassers unter mir. Wenn ich mich drehe, zum Süden hin, zerteilt der Wind mir die Haare am Hinterkopf. Ein schönes Gefühl, als wär's die Hand einer Mutter. Im Flussbett sind Sandbänke und massige Steine gut verteilt. Alles Wilde muss gebremst werden. Dabei ist der Gang des Wassers heute mild und ruhig. Oft stehen hier Fischer mit Stiefeln bis über die Knie im Wasser und werfen ihre Angeln aus. Sie blicken nie zu mir hoch. Sie sind geduldig und in sich versunken. Sie warten auf den einen Augenblick. Ich wäre keine gute Fischerin. Denn ich würde lieber von Sandbank zu Sandbank springen oder von Stein zu Stein. Ich möchte keinen Fisch durch meine Hand sterben sehen. Aber ein Fisch sein, das wäre für mich eine Möglichkeit. Man sagt, nur tote Fische schwimmen mit dem Strom. Die lebendigen hätten die Kraft, sich dem Wasser entgegenzusetzen. Ich hätte diese Kraft nicht, aber ich würde lebendig mit dem Strom schwimmen wollen. Das wäre Glück. Das ist es, was ich den Fischern zurufen möchte. Aber sie würden mich nicht hören. Dort unten, im Rausch ihrer Einsamkeit ist kein Platz für die Gedanken der Fische.

Immer, wenn ich an der Brücke stehe, könnte ich mich entscheiden. Flussaufwärts oder flussabwärts. Aber auch heute wähle ich den Weg, der in den Süden führt. Ich will das Gefühl haben, voranzukommen, an der Fischzucht vorbei. Ich will meinem Fluss nichts schuldig bleiben. Seine Stimme ist meine Stimme. Im Gehen und im Fließen werden wir eins. Auch das ist Glück. Aber alles Glück ist vergänglich. Das ist es, was mich der Fluss lehrt. Dass nichts anhält. Dass alles sich ständig verändert. Der Fluss selbst aber bleibt, so wie meine Schritte

bleiben. Ich kann sie beschleunigen oder verlangsamen, aber sie bleiben. Der Fluss kann sich winden und drehen, aber er bleibt.

Ich habe aufgehört, meine Schritte zu zählen. Sobald ich mit dem Fluss gehe, fällt das Zählen von mir ab. In der Ferne stehen Häuser. Ich möchte nicht darin wohnen. Häuser bieten wenig Platz zum Gehen. Jeder Schritt stößt an eine Grenze. Hier, neben dem Fluss, im Gehen, könnte ich wohnen. Und niemals müde werden. Es gibt Geschichten, die fallen einem erst im Gehen ein. Dann lockt ein monotoner Rhythmus sie aus einem Dunkel an die Oberfläche. Langsam. Als müssten sie sich erst vergewissern, ob es sich lohnt. Ohne Zuhörer bleiben die Geschichten lieber im Dunkeln. Auch der Fluss hat seine Geschichten. Ich bin schon lange seine Zuhörerin. Seine wirren Worte werden in meinem Kopf zu Sätzen. Sie sprechen vom Glück der Strudel, Wellen und Wirbel. Sie erzählen mir von den langen Schleifen durchs Land, von den vielen Umwegen. Auch von Stillstand an manchen Stellen. Meine Geschichten werden durch die Geschichten des Flusses hervorgehoben. Denn wer erzählen kann, kann auch zuhören. Und so erzählen wir uns gegenseitig Geschichten. Der Fluss und ich. Wir glauben nicht an den geraden Weg. Auch wenn man uns eingebettet hat in die Landschaft. Wir wissen um die Freiheit, uns zu verirren.

Kurz vor der nächsten großen Brücke halte ich inne. Hier gibt es abseits einen Platz, für den ich den Fluss oft gerne eine Zeitlang verlasse. Es ist der Platz des Stillstands. Hier wird nichts erzählt. Hier gibt es kein Fließen. Hier tauchen meine Gedanken unter in einen kleinen, tiefen Teich. Eine Bank fängt mich auf. Bäume ragen still in den Himmel. Ich höre, wie der Fluss mir entgleitet. Wie sein Wasser und seine Geschichten sich davonmachen. Ich bin nicht müde. Aber ich muss mich sammeln. Die vielen Worte müssen geordnet werden. Ein paar Menschen sitzen oder stehen in der Landschaft. Ein Hund badet im Teich und schüttelt sich danach, dass es nach allen Seiten

spritzt. Vier Enten schwimmen nebeneinander, als wären sie eine Familie. Ich will Frühling. Das Wasser trägt zur Hälfte noch eine dünne, zerbrechliche Eisschicht. Hier bin ich keine Erzählerin und auch keine Zuhörerin, sondern nur Beobachterin. Die Farbe des Wassers ist hier eine andere als die des Flusses. Dunkler, grüner, tiefer. Aber die Sonne legt auf die Oberfläche ein Glitzern, das mir in den Augen sticht. Hier kann ich sie nun endlich schließen und die Worte des Flusses hallen in mir nach. Wie aus einer weiten Ferne. Atem. Freiheit. Vielfalt. Aber auch Monotonie, Langeweile. Und das Wort Heimat. Der Fluss hat mir von Heimat erzählt. Eine Frage ist in mir. Immer, wenn ich an diesen Ort komme, kommen auch die Fragen. Der Fluss sollte mir antworten, aber er ist nur Erzähler. Die Frage muss ich mir selbst stellen. Die Frage nach der Landschaft. Nach einem Ort. Einem festen Platz.

Am Ufer hüpfte ein Kind von Stein zu Stein. Von Wurzel zu Wurzel. Ich bin seine Beobachterin. Kennt es die Namen der Bäume und Sträucher? Der Blätter? Ist der Fluss eine Erinnerung in seinem Kopf? Wo ist sein Haus? Ich sitze still. Das Kind springt. Die Erde unter uns ist bereit für einen Anfang. Ich bin das Kind. Ich springe. Das Kind sitzt still und beobachtet mich. Das Wort Heimat springt mit mir. Ich springe mit ihm. Über die Erde, die Steine und die Wurzeln. Wir springen über unsere Heimat. Ich und das Kind. So wie der Fluss über seine Landschaft springt. Es ist ein Wagnis, denn der Boden unter uns ist kein sicherer, obwohl er uns trägt. Das Kind will wissen, ob auch das Wasser trägt. Seine kleine Hand nimmt einen Stein. Ich werfe den Stein über die grüne, glatte Wasseroberfläche. Dort, wo er eintaucht, im Glitzern, um in ein Dunkel zu versinken, entstehen Ringe. Ich beginne zu zählen. Es sind die Jahre, die ich heraufbeschwöre. Das Kind aber kennt nur den Augenblick. Es reißt vor Freude die Arme in die Höhe. Sein Gesicht strahlt. Die Enten fliegen kreischend davon, hinüber in den Fluss. Ich sitze still und höre die Gedanken der Fische. Lautlos schwimmen sie davon.